

Kapitel 1

»Ich habe meinen Throntitel für dich aufgegeben.«

Gesprochenes kann ein Traum der Lüge sein, wenn mein Geist keine Manifestation der Wirklichkeit akzeptiert. In mir tobt ein Orchester der Gefühle, verwelkt in Rosen, umhüllt in Misstrauen. Nein, das könnte niemals sein. So ein Wunsch, geboren in den traurigsten Nächten, könnte mir niemals erfüllt werden. Gott würde mich nicht erhören.

Gott wäre für dieses Gebet zum ersten Mal taub. Taub, weil Er seinen Aykut kennt. Taub, weil mein Flehen hoffnungslos wäre. Wozu auch? Wozu sollte der Prinz mir so ein Geständnis erteilen? Wozu sollte er mir Worte in die Ohren legen, die in meiner jetzigen Situation fehl am Platz wären?

Warum sehnt sich seine Zunge danach, mich anzulügen?

Ich ziehe die Brauen zusammen, schüttle den Kopf.

»Rede nicht, wenn du sündigst«, spreche ich in einem festen Ton. Seine junge Haut, umarmt von den Falten, die Geschriebenen gleichen, wagt es nicht, sich auch nur einen Augenblick von mir zu entfernen.

»Ich sündige nicht.« Er erlaubt mir, alle seine intensiven Blicke einzufangen.

»Ich habe mehrfach für dich und vor dir gesündigt, aber Gelogenes wäre heut' wie Aberglaube.« Seine Stimme ist standhaft, nicht wie der warme Wind, der mir einige Haarsträhnen ins Gesicht drückt. Eine Strähne bedeckt meine Sicht auf ihn. Nur zwischen den einzelnen Haarsträhnen erkenne ich, wie er sie mir wegstreicht und über die Stirn fegt.

»D-das geht nicht ... Du kannst so etwas nicht getan haben!«
Ich vermag es nicht zu glauben. Nein, das könnte ich nicht.
Gott, das würde ich nicht wollen.

»Lidija.«

Ich schüttle den Kopf. »N-nein!«

Ich trete zurück. Wieso auch bei ihm bleiben? Schutt und Asche liegen hinter ihm.

»Du sagst es nur, damit ich zurückkomme, nicht wahr, Schehzāde?« Ich spreche in Not – fallend in einen seelischen Abgrund. Denn wie könnten Worte so verlockend schmerz-lich sein?

»Es ist wahr, verstehe es!«, bricht seine Geduld wie Glas.

Er nähert sich mir.

»Ich habe geopfert für dich, nur damit ich bei dir sein kann. Ich opfere mich im Tausch gegen meinen Reichtum. Für welches Herz sollte diese Sünde schmecken, wenn es nicht die vollste Wahrheit ist, die ich dir sage?« Er hält mich am Kopf. Meine Augen, getrunken in Teiche, die bald zu einem See werden.

»Ich will kein Prinz mehr sein, wenn du nicht meine Prinzessin sein willst«, bekräftigt er.

»Wie konntest du?«, sage ich brüchig. Ich schüttle fassungs-los den Kopf.

»Du wirst der nächste Sultan, Aykut. Auf deine Pflicht kannst du nicht verzichten. Dein Vater würde es niemals erlauben!« Warum sollte sonst Aykut alles hinter sich lassen, nur um mir ein Gefolge zu sein? An meiner Seite zu leben und hoffentlich zu lieben. Warum sollte sein Prinzen-Ich alles für nichts bieten? Warum sollte er ohne das, wofür er geboren wurde, den Palast verlassen?

»Es ist mir egal. Niemand kann mich von dir aufhalten, selbst die Pflicht eines Prinzen, der nächste Herrscher zu werden. Hunderte Krieger sollen kommen. Der Tod, weil ich

für dich gekämpft habe, ist Şadaqa für mich.«

Er war sich jeder Entscheidung, die er getroffen hatte, sicher, doch so habe ich ihn noch nie gesehen. Seine Überzeugung erleichtert das Gewicht der Steine auf meinen Schultern.

»Schwör bei deinem Gott«, hauche ich.

»Allāh ist mein Zeuge, Lidija.«

Eine Träne tropft auf meine Wange.

»Welche Geister haben dich verlassen, dass du ohne alles leben willst? Wann gab es einen Aykut ohne den Prinzen?«, flüstere ich. Mein Körper zittert. Mein Herz findet keine Ruhe.

Seine schwarzen Augen sind das Einzige, was nun in der Finsternis existiert, wären da nur nicht seine strengen Züge. Er kann den Prinzen loslassen, aber kann er auch wirklich sich selbst loslassen?

»Sollte es einen Aykut ohne Lidija geben? Denn wenn, dann soll dieser Tag mich nie besuchen.«

Ich schluchze auf. Er meint es wirklich ernst.

Meine Tränen, verloren im Ozean. Sie kennen den See nicht. Sie kennen mich nicht, wenn ich Worte im Herzen reinlasse.

Der Wind, die Wiese bis ins Unendliche – in eine Zukunft, die nun unsere ist – sind meine Zeugen für das Finden seiner Arme. Ich drücke mich an seine Brust, kneife die Augen zu. Denn wenn es ein Traum ist, dann soll mich das Wachen nie besuchen. Denn an seinem großen Körper möchte ich haften wie ein Blättchen, das an meinem Tarko klebte, als er sich um seine Blumen kümmerte.

Seine Erwiderung bedeutet Offenbarung. Seine Worte waren nicht gelogen, denn Aykut erwidert meine Umarmung zum ersten Mal, und seine Erwiderung ist Herkules' Kraft. Er füllt jede Lücke, umhüllt mich mit einer Wärme.

Zum ersten Mal legen sich seine Arme um mein Haupt – nicht, um mich auszuziehen. Es ist seinet- und meinerwegen.

Ich krümme meine Brauen, suche den Traum in der Realität und doch finde ich niemand anderen als ihn.

Ich erwidere seine Umarmung, drücke mich gegen seinen Leib und schwöre mir, dass dies hier nur der Anfang und niemals das Ende sein wird. Zum ersten und niemals zum letzten Mal.

»Lidija.« Sein Hauchen ist wie ein sanftes Pusten gegen meine Haut. Meine Härchen stellen sich auf, verleiten mich, ihn inniger zu umarmen, damit meine Tränen einen Ort finden, der mich nicht im Stich lässt.

»Aykut«, wispere ich. Mein Prinz, der nur mir allein gehört. Diesen Titel trägt er nur noch für mich.

Ich sehe zu ihm auf. Seine Augen haben mich noch nicht gefunden; sie blicken hin und her – nachdenklich, mit einem zarten Geschmack von Verzweiflung.

Ich berühre ihn an der Wange, führe seine Augen direkt in meine. Sein Braun wärmt mich im Krieg auf.

Denn ob wir wollen oder nicht – wir befinden uns im Krieg.

»Schwörst du mir, diese Entscheidung niemals zu bereuen?« Ich streichle mit meinen Fingerkuppen seine Haut.

Seine Züge spannen sich für eine Sekunde an und seine Brauen ziehen sich zusammen.

Seine Zunge gibt mir keine Antwort. Doch er umarmt mich mit seinen Lippen auf meinen – drückt mir die Antwort in einem leidenschaftlichen, festen Kuss zu.

Er hält mich ganz fest am Kopf, damit ich bloß nicht verschwinde.

»Ist dir das Antwort genug?«, flüstert er mir zu, als er seine Stirn an meine legt.

Ich nicke kräftig, schließe meine Augen und schlinge meine Hände um seinen Nacken.

Der Wind warnt uns. Die Pferde schnauben. Die Wolken werden pechschwarz.

Der Donner kracht in diese Welt ein, als würde das Ende nah sein. Nicht nur das unsere, sondern das der ganzen Menschheit.

Aykut und ich sehen uns an.

»Wir müssen gehen.«

Seine Augen werden ernst, sein Klang dem eines Prinzen zum Verwechseln ähnlich.

»W-wohin gehen?«

»Fort von hier.«

Er nimmt meine Hand, zieht mich zu den Pferden.

»Kennst du einen Ort?«

Die porzellanklare Erkenntnis erschüttert mich, als Aykut mir nicht antworten kann.

»Ich sollte zum Ende des Pfades laufen, auf Befehl von Nazmi Bey. Wir können zusammen die Stadt verlassen«, spreche ich, während er Zora für mich vorbereitet. Ich hole den Brief aus meiner Tasche, den ich erhielt, als ich bei Meryem Hanım auf Nazmi Beys Nachricht gewartet hatte.

»Eine Kutsche wartet auf mich. Er bringt uns aus der Stadt.«

Aykut beachtet den Brief nicht, sondern überprüft den Sattel von Zora.

»Aykut.«

»Ich traue niemandem mehr.«

Meine Augen verlangen eine Erklärung.

»Es ist doch Nazmi Bey ...«

Aykut sieht mich an.

»Welche Sicherheit verspricht dir, dass dieser Brief von ihm sein könnte?«

In dem Moment nimmt er das Papier aus meiner Hand und liest es gründlich durch.

»Er hat mir versprochen, bei meinem Ausritt zu helfen. Er war dabei, wie dein Vater–« Ich schlucke diese Erinnerung hinunter.

»Ab sofort kannst du niemandem außer mir vertrauen. Hefest du dich an jemand anderen, könnte das unser Ende sein.«

Daraufhin zerreißt Aykut den Brief und lässt dem Wind die restliche Arbeit.

»Es war Nazmi Bey. Niemand fand mich. Er schtzte mich!«, verteidige ich den lieben Mann mit dem grauen Haar.

Der Himmel blitzt. Der Himmel donnert. Der Himmel schreit.

Ich zucke. Aykut fasst mich an den Oberarmen.

»Du kannst keine Angst mehr haben. Du musst jetzt mit mir reiten. Lidija, es wird keinen einzigen Fehler mehr geben. Ungeschicklichkeit wird es nicht mehr geben – dein Leben hängt nun davon ab. Lass alles hier – auch deine Naivität, die nicht weit, ob dieser Brief von ihm stammt«, redet er auf mich ein. Ich spüre Regentropfen auf meinem Schleier.

»Wir befinden uns im Krieg, Lidija. Glaube dem Nächsten und du wirst die Nächste sein, die getötet wird«, beschwrt er mich. Eine Prophezeiung, die ich nie für möglich gehalten hätte.

»Aykut, es gibt noch gute Menschen ...«

»Gab es sie? Nagel mir den Mund zu, wenn dein Vater noch lebt«, spricht er.

Ich verstumme.

»Nun steig auf«, befiehlt er.

Er geht zu Hrrem, steigt auf und wartet auf mich. Der Himmel wird so warm und doch so trist wie noch nie.

Der Regen peitscht auf Kommando auf mein Haupt.

Ich sehe zum Horizont, finde den Wind, der mir ins Gesicht klatscht. Aykuts Worte schweben noch um meine Ohren. Ich akzeptiere. Gott, und wie ich akzeptiere.

Meine Realisierung ist gewaltig – wie leichtsinnig, zu glauben, dass es ein friedvolles Leben geben könnte. Für mich

oder für Aykut.

Denn als wir ausritten und Istanbul nur noch im Duft des Regens riecht, habe ich das Gefühl, Tarko ferner zu sein. Meine aufgesetzte Kapuze hindert mich immer wieder daran, nach hinten zu schauen.

Ich begreife, dass Angst nicht mehr mein Bekannter sein darf. Ich muss jetzt stark sein.

Istanbul ist nur noch ein Pfad, den ich kannte – doch es war niemals die gesamte Landkarte.

Fort mit uns. Ein Verzicht auf unsere Liebsten.

Der Beginn einer Aszese.

Kapitel 2

Aykut

ch falle immer wieder. Umgeben von Hunderten Toten, die meinetwegen ihre Heimat nicht mehr sehen werden, und ständig sehe ich unter all diesen Gesichtern das Gesicht meines Milchbruders, der mich hinlockt und über Leichen läuft, als würde er über Steine steigen.

»Bleib stehen!«, brülle ich. Mein blutgetränktes Schwert findet den stillenden Durst erst dann, wenn Mesuds Kopf auf der Spitze meines Schwertes aufgespießt ist.

Ich sehe immer wieder, wie er nach hinten zu mir schaut – ohne jegliche Angst, dass er einer von vielen auf diesem Feld sein könnte.

»Mesud!«

Ich renne los. Keine Leichen. Keine Leichen mehr. Nirgendwo auf dem Kriegsfeld, nur meine Füße, die in Himmelsgeschwindigkeit den Weg zu Mesud finden.

»Ich hätte dich sofort töten sollen.« Mein Zorn ist ein Echo – rötlich und rachsüchtig.

»Du bist an allem schuld!«, rufe ich.

Er bleibt stehen, dreht sich langsam zu mir um. An seiner Hand ein kleiner Junge, der wie aus dem Nichts neben ihm steht. Schwarzhaarig, knochendiirr, unschuldig.

Ich runzle die Stirn.

»Meine jüngere Hälfte, anders als die anderen, für Mutter warst du genügsam,

*für Vater warst du Schande,
er sah Dschinnī in dir,
ich wünschte dich zu lieben, weil Mutter liebt,
gibt es ein Dschinnī auch in mir?«, spricht Mesud.
Währenddessen lächelt der Junge mich an. Dieses Gesicht. Es
kommt mir so bekannt vor.*

*»Meine jüngere Hälfte, anders als die anderen,
für Mutter warst du genügsam,
für Vater warst du Schande,
er sah Dschinnī in dir,
ich wünschte dich zu lieben, weil Mutter liebt,
gibt es ein Dschinnī auch in mir?«, wiederholt Mesud, während
wir von diesem Ort verschwinden und ich das Geschrei eines
Babys im Zimmer meiner Mutter höre.*

Wir stehen im Abendflur.

*»Es ist ein Junge. Der Prinz wurde geboren, Eure Majestät.«
Mein Vater steht vor der Tür, hinter der meine Mutter entbindet.
»Gratulation, Eure Majestät!« Die Hebamme überbringt die Nach-
richt vom Thronfolger.*

Der Sultan bekommt einen Sohn.

*»Meine jüngere Hälfte, anders als die anderen,
für Mutter warst du genügsam,
für Vater warst du Schande,
er sah Dschinnī in dir,
ich wünschte dich zu lieben, weil Mutter liebt,
gibt es ein Dschinnī auch in mir?«, höre ich hinter mir.
Mesud – wieder mit dem Jungen. Beide strecken den Finger an mir
vorbei.*

»Siehst du den Dschinn, Aykut?«, fragen sie mich.

*Ich sehe zurück. Wir sind im Zimmer meiner Mutter. Ihr Kopftuch
liegt am Ende des Bettes. Ihre Beine werden gesäubert. Mein Vater
streichelt die glänzende Stirn meiner Mutter.*

»Allāh soll dir deine Schmerzen lindern, Yârim.«

Meine Geliebte.

Mutter lächelt erschöpft.

Die Hebamme hält den ersten Sohn des Sultans.

»Euer Kind, Eure Majestät.« Die Hebamme mit dem roten Schleier nickt.

Der Sultan nimmt das Baby in seine Hände.

»Siehst du jetzt den Dschinn?« Mesud steht neben dem Sultan. Der Sultan beachtet ihn nicht einmal. Sein Blick verhärtet sich – er wird kreidebleich.

»Das ist nicht mein Sohn!«, ruft er.

»D-doch, Eure Majestät«, spricht die Hebamme.

Der Sultan schaut zutiefst geschockt zu Mutter.

»Was hast du getan, Tugce? Ein Dschinn!«

Er lässt das Baby fallen – auf das Bett. Es schreit.

»Es ist dein Kind!«, ruft Mutter. Sie will das schreiende Baby nehmen, doch der Sultan lässt es nicht zu.

»Ein Teufel wurde geboren!«

Ich spüre eine Hand an meiner. Ich sehe hinunter. Der Junge sieht zu mir hoch.

»Siehst du den Dschinn in mir?«, fragt er mich.

Pechschwarz.

Das Zimmer leergefegt.

Der Sultan weg.

Mesud weg.

Nur Mutter im Bett – weinend hält sie das Baby.

»Dein Vater akzeptiert dich nicht, mein Junge.«

Sie legt ihre Stirn an den Kopf des Babys. Ich habe das Gesicht nicht gesehen.

»Dein Name ist Sehsuvar, mein Junge«, sagt Mutter.

Ich runzle die Stirn.

Nein, irgendetwas stimmt nicht.

Sehsuvar war doch ...

»Sie starb nicht mit Presswehen.

Sohn allein, Dschinnī allein,

ich am Flehen,

allein und ganz allein«, höre ich Mutter.

Mutter schaut auf. Direkt zu mir.

Ich halte den Atem an.

»Willst du den ersten Sohn deines Vaters sehen, Aykut?«

Der Junge neben mir ist verschwunden.

Ich nähere mich Mutter. So junghaft und wunderschön, wie sie ist,

sehe ich im Gesicht des Babys eine Unstalt.

Ein Baby wie nicht jedes andere.

»Es ist nicht krank, Aykut. Dein Bruder ist nicht krank. Es sieht doch nur anders aus.«

Mutter schluchzt.

»Warum hast du ihn nicht beschützt?«, schreit sie.

Ich bin am Boden angewurzelt. Meine Füße werden von dem Jungen gehalten. Er weint mit Mutter.

»Warum hast du mich nicht gerettet, Aykut?«, fragt mich der Junge mit glasigen Augen.

»Er heißt Sehsuvar, Aykut!«, ruft Mutter.

Ich falle in ein schwarzes Loch.

»Mein Name ist Sehsuvar. Dein Abi heißt Sehsuvar!«, höre ich den Jungen.

Ich lande auf kaltem Boden.

Ich falle immer wieder. Umgeben von hunderten Toten, die meinerwegen ihre Heimat nicht mehr sehen werden und ständig sehe ich unter all' diesen Gesichter, das Gesicht meines Milchbruders, der mich hinlockt und er über Leichen läuft wie als würde er über Steine steigen.

»Bleib stehen!«, brülle ich. Mein blutgetränktes Schwert findet den stillenden Durst, erst dann, wenn Mesuds Kopf auf der Spitze meines Schwertes aufgestochen ist.

Ich sehe immer wieder wie er nach hinten zu mir schaut – ohne jegliche Angst, dass er einer von vielen auf diesem Feld sein könnte.

»Mesud!«

Ich renne los, keine Leichen. Keine Leichen mehr. Nirgendso auf dem Kriegsfeld, nur meine Füße die in Himmelsgeschwindigkeit den Weg zu Mesud finden.

»Ich hätte dich sofort töten sollen« Mein Zorn ist ein Echo – rötlich und rachsüchtig.

»Du bist an allem Schuld!«, rufe ich.

Er bleibt stehen, dreht sich langsam zu mir um. An seiner Hand ein kleiner Junge der wie aus dem Nichts neben ihm steht. Schwarzhaarig, knochendürr, unschuldig.

Ich runzle die Stirn.

»Meine jüngere Hälfte anders als die anderen, Für Mutter warst du genügsam, Für Vater warst du Schande, Er sah Dschinnī in dir, Ich wünschte dich zu lieben, weil Mutter liebt, Gibt es ein Dschinnī auch in mir?«, spricht Mesud.

Währenddessen lächelt der Junge mich an. Dieses Gesicht. Es kommt mir so bekannt vor.

» Meine jüngere Hälfte anders als die anderen, Für Mutter warst du genügsam, Für Vater warst du Schande, Er sah Dschinnī

in dir, Ich wünschte dich zu lieben, weil Mutter liebt, Gibt es ein Dschinnī auch in mir?«, wiederholt sich Mesud – dabei verschwinden wir von diesem Ort und ich höre ein Babygeschrei im Zimmer meiner Mutter. Wir stehen im Abendflur.

»Es ist ein Junge, der Prinz wurde geboren, eure Majestät« Mein Vater steht vor der Tür wo meine Mutter entbindet.

»Gratulation, eure Majestät!« Die Hebamme übergibt die Nachricht des Thronfolgers.

Der Sultan bekommt ein Sohn.

» Meine jüngere Hälfte anders als die anderen, Für Mutter warst du genügsam, Für Vater warst du Schande, Er sah Dschinnī in dir, Ich wünschte dich zu lieben, weil Mutter liebt, Gibt es ein Dschinnī auch in mir?«, höre ich hinter mir. Mesud – wieder mit dem Jungen. Beide strecken den Finger an mir vorbei.

»Siehst du den Dschinn, Aykut?«, fragen sie mich.

Ich sehe zurück. Wir sind im Zimmer meiner Mutter. Ihr Koptuch liegt am Ende des Bettes. Ihre Beine werden gesäubert. Mein Vater streichelt die glänzende Stirn meiner Mutter.

»Allāh soll dir deine Schmerzen lindern, Yârim.«

Meine Geliebte.

Mutter lächelt erschöpft.

Die Hebamme hält den ersten Sohn des Sultans.

»Euer Kind, eure Majestät« Die Hebamme mit rotem Schleier nickt den Kopf.

Sultan nimmt das Baby in seinen Händen.

»Siehst du jetzt den Dschinn?« Mesud neben dem Sutlan. Der Sultan beachtet ihn nicht mal. Sein Blick verrunzelt – er wird kreidebleich.

»Das ist nicht mein Sohn!«, ruft er.

»D-doch, eure Majestät«, sprich die Hebamme. Der Sultan schaut zutiefst geschockt zu Mutter.

»Was hast du getan Tugce. Ein Dschinn!« Er lässt das Baby

fallen – fallen auf das Bett. Es schreit.

»Es ist dein Kind!«, ruft Mutter. Sie will das schreiende Baby nehmen, doch Sultan lässt nicht zu.

»Ein Teufel wurde geboren!«

Ich spüre eine Hand an meiner. Ich sehe runter. Der Junge sieht zu mir hoch.

»Siehst du den Dschinn in mir?«, fragt er mich.

Pechschwarz. Das Zimmer leergefegt. Sultan weg. Mesud weg.

Nur Mutter im Bett – weinend hält sie das Baby.

»Dein Vater akzeptiert dich nicht, mein Junge« Sie legt ihre Stirn an dem Kopf des Babys. Ich habe das Gesicht nicht gesehen.

»Dein Name ist Sehsuvar, mein Junge«, sagt Mutter.

Ich runzle die Stirn. Nein, irgendwas stimmt nicht.

Sehsuvar war doch ...

»Sie starb nicht mit Presswehen,. Sohn allein, Dschinnī allein, Ich am Flehen, Allein und ganz allein«, höre ich Mutter.

Mutter schaut auf. Direkt zu mir. Ich halte den Atem an.

»Willst du den ersten Sohne deines Vaters sehen, Aykut?«

Der Junge neben mir verschwunden.

Ich nähere mich Mutter. So junghaft und wunderschön wie sie ist – sehe im Gesicht des Babys eine Unstalt.

Ein Baby wie nicht jedes andere.

»Es ist nicht krank, Aykut. Dein Bruder ist nicht krank. Es sieht doch nur anders aus« Mutter schluchzt.

»Warum hast du ihn nicht beschützt?«, schreit sie.

Ich bin angewurzelt am Boden. Meine Füße werden vom Jungen gehalten. Er weint mit Mutter.

»Warum hast du mich nicht gerettet, Aykut?«, fragt mich der Junge mit glasigen Augen.

»Er heißt Sehsuvar, Aykut!«, ruft Mutter.

Ich falle in ein schwarzes Loch.

»Mein Name ist Sehsuvar. Dein Abi heißt Sehsuvar!«, höre ich

den Jungen.

Ich lande auf kaltem Boden.

»Sehsuvar!«

Mein Keuchen quillt mir jede Luft aus dem Körper. Ich liege auf kaltem Boden – mitten in der Nacht, wo ich die Sterne am Himmel neben dem Mond wachen sehe.

Meine Ohren rauschen – sie tragen noch das Gefühl eines lauten Babyschreis. Mein Kopf dreht sich in alle Richtungen, mein Atem ist das Einzige, was diese friedvolle Nacht durchbricht. Ich fahre mir über die Stirn, blinze irritiert.

»Sehsuvar. Sein Name ist Sehsuvar. Ich muss ihn finden«, murmle ich. Finden. Ich muss das Baby des Sultans finden.

»Mutters Kind«, rede ich vor mich hin. Ich setze mich auf meine Knie, fahre mit meiner Hand über die kalte, nasse Erde.
»Warum habe ich ihn nicht gerettet?«

Ich schaufle ein Loch in den Boden.

»Sehsuvar, Sehsuvar, Sehsuvar ...« Mein linkes Augenlid zuckt.

»Aykut?«

Hände berühren mich. Ich zucke zusammen, drehe mich in Schnellgeschwindigkeit um, drücke den Körper, der mit mir spricht, auf den Boden und halte mit meinem Unterarm die Kehle zu.

Es keucht ... ich blinze ...

Sie keucht.

»Lidija?«, flüstere ich.

Sie hält meinen Unterarm – ich raube ihr die Luft. Ihre Luft.

Als würden zwei Arme mich von hinten zurückziehen, lande ich mit meinem Hinterkörper auf dem Boden und drücke mich mit meinen Händen von ihr weg.

Ich ziehe scharf die Luft ein – ich spüre die kalte Luft durch

meine Lungen ziehen.

Und so wird mein Verstand wach. Ich blinzle auf. Wie aus einer Trance geweckt. Ich schaue mich um.

Wir sind mitten im Wald.

Lidija richtet sich auf.

Was habe ich schon wieder getan?

Ein Aufruhr in meinem Inneren bricht aus und macht sich äußerlich bemerkbar.

»Ruhig.« Lidija kommt vorsichtig auf mich zu.

»Bleib!«, befehle ich. Ich hebe die Hand und schüttle den Kopf.

»Ich will dir keine Angst machen.«

»Du machst mir keine Angst«, sagt sie sanft und kniet sich vor mir nieder.

Durch ihre Hand an meinem Kopf zucke ich zusammen.

»Es ist nichts geschehen«, bestätigt sie. Mit Vorsicht greift sie nach meiner Hand.

Wir stehen vom Boden auf.

Erst jetzt bemerke ich die glühende Lampe, die uns in der Nacht ein wenig Licht schenkt. Sie ist heruntergefallen, als ich Lidija attackiert habe.

Ich ziehe meine Hand von ihr.

»Habe ich dir wehgetan?«, frage ich sofort und mustere ihren Körper.

»Mir fehlt es an nichts«, beruhigt sie mich.

»Hab ich ...«

Sie nickt.

»Schon wieder. Komm zurück ins Bett mit mir.«

Lidija nimmt meine Hand und streicht über meinen Handrücken.

»Es ist nichts passiert. Ich habe dich doch gefunden«, spricht sie.

Schon wieder.

Lidija und ich kehren zu unserer Hütte zurück.

»Zieh dich aus«, sagt sie.

Ich sehe ihr direkt in die Augen, als wollte ich prüfen, ob ich mich nicht verhöhrt habe.

»Deine Kleidung ist schmutzig«, gibt sie mir eine klare Sicht.

Ich sehe an mir hinunter – Flecken an den Knien.

Ich ziehe mich komplett aus. Sie nimmt meine Kleidung und legt sie auf unseren einzigen Stuhl in diesem kleinen Raum.

»Komm, leg dich wieder hin.«

Sie stellt die Lampe auf den Tisch. Um ihre Schultern trägt sie ihren roten Schal.

Lidijas dunkelbraune Haare schimmern im Kerzenlicht der Lampe wie kostbarer Kakao.

Sie hat meine Hand nicht losgelassen und führt mich zum Bett.

»Hier.«

Sie streicht unsere dünne Decke zurück.

Ich lege mich hin. Sie legt sich zu mir – unsere Hände verschränkt.

»Lass nicht los. Ich muss dich doch spüren, um mir keine Sorgen zu machen«, sagt sie leise.

»Lidija«, setze ich an.

»Behalt es für dich. Ich bin unversehrt.«

Ihr heller Teint ist in dem Jahr, seit wir auf der Flucht sind, verschwunden.

Doch ihre goldgrünen Augen verändern sich nicht.

»Mir ist wohl. Mir fehlt es an nichts.«

Sie lächelt mich an – ein Lächeln, das ihre Augen nicht erreicht.

»Du musst schlafen, der Tag beginnt früh«, erinnert sie mich.

Sie legt ihre Wange an meine Brust.

Ich blinzele.

Sie streichelt mich, küsst meine Haut und seufzt lange genug, bis ich wieder realisiere, dass ich nachts im Wald lag.

Erneut.

Lidija ist eingeschlafen – ich weigere mich, zu schlafen, um mich nicht wieder der Situation stellen zu müssen, Mutter im Traum zu sehen.

Mutter.

Den Sultan.

Mesud.

Den Jungen.

Und ...

»Sehsuvar.«

Kapitel 3

Lidija

»Er hat die Mondsucht.«

Ich helfe Arevik beim Wäscheaufhängen. Während sie die Kleidung mit dem Umrührstab reinigt, hänge ich sie mit Wäscheklammern auf.

»Im Armenischen sagt man, wenn jemand die Mondsucht hat, haben ihn schlechte Geister gefunden«, erzählt sie mir.

»Auch bei frommen Seelen?«, frage ich misstrauig. Gewiss möchte sie mir keine Sorgen bereiten, doch dies lässt sich nicht verhindern. Aykut – hier in Şile heißt er Resat. An jedem Ort haben wir neue Namen, neue Identitäten, bis wir weiterziehen und die Menschen uns vergessen.

Er heißt Resat und ich–

»Dragana. Gott schützt gute Menschen«, spricht sie.

»Was kann ich dagegen tun?«, frage ich mit einem versteckten Trübsinn.

Arevik sitzt auf einem kleinen Holzhocker und schrubbt sich durch das Reiben der nassen Wäsche am Gitter die Fingerkuppen wund. Ihre Stirn glänzt vor Erschöpfung.

»Passiert es jede Nacht?«

Ich summe und schlage mit kräftigen Schwüngen das große, nasse Bettlaken aus. Einige Wasserspritzer landen wegen des Küstenwindes auf meinem Gesicht.

»Beten«, gibt sie mir den Rat – wie zu all den anderen Sorgen,

die ihre Familie oder Nachbarn ihr beichten. Für die dreißigjährige armenische, christliche Frau gibt es nur diesen Rat. Nichtsdestoweniger bin auch ich die Tochter eines Christen und vermag mir nicht vorzustellen, dass für alles und jeden ein Gebet reicht, ohne Weiteres. Gott gibt das Gebet mit Hilfsmitteln wie der Medizin. Für einen Kranken beten wir nicht nur. Für einen Kranken suchen wir Medizin und beten dabei für seine Genesung.

»Gott beschützt deinen Geliebten.« Ihr Unterton ist kaum zu überhören. Ich verkniffe die Lippen und nehme mir zwei Wäscheklammern aus dem Korb.

»Gib ihm Weihwasser.«

Zum ersten Mal ist es ein anderer Rat, indes bringt er mir nicht viel.

»Mein Geliebter ist Muslim.«

Als würde sie es nicht wissen.

»Dann frag einen Muslim!« Sie atmet scharf zürnend aus.

»Ja, gewiss. Vielleicht sollte ich auch Allāh fragen und nicht Jesus!«, platzt es aus mir heraus.

Arevik und ich keuchen im selben Atemzug. Schamvoll lege ich meine Fingerkuppen auf meine Lippen.

Grundgütiger, was sagte mein Mund und was dachte mein Herz?

»I-ich meinte–« Meine Zunge stolpert über die Worte, die aus mir heraus müssen, doch an diesem Hindernis scheitern.

»Meine Mutter soll umfallen, wenn ich noch einmal so etwas dulde!« Sie wäscht wütend die Wäsche weiter. Ich höre das Gitter bis hierhin.

»Und das von einer Christin selbst! Deinen Mund solltest du waschen. Hast du gehört? Waschen solltest du ihn!«, schimpft sie. Ich habe ihr genug Gründe gegeben, um mich meiden zu wollen.

»Es war nicht mein Bestreben, so etwas zu sagen–«

»Entschuldige dich!«, schneidet sie mir das Wort ab.

Ich ziehe meine Brauen zusammen. Der Ton macht die Musik und ihr Ton gefällt mir nicht.

»Vor Gott«, spreche ich seelenruhig.

»Zuallererst!« Sie wirft die Wäsche in den Korb zum Aufhängen. Einige Wasserflecken landen auf meinen Schuhen.

Ich nehme sie – wieder ein weißes Bettlaken. Ich vermeide einen Austausch mit Arevik. Sie versteht mich, wie sie möchte, und nicht, wie ich es meine. Mich kann ich gleich mit an die Wäsche hängen, wenn ich diese Fügung wählen sollte.

»Für dich kannst du auch ein Gebet sprechen! Bitte Gott um Gnade.« Sie schnaubt. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sie den Kopf schüttelt.

»Ich frage mich, wie mein Vater euch je einen Platz anbot. Ich hätte euch mitsamt euren sieben Sachen hinausgeworfen!«

Ich falte das Tuch in meinen Händen, um meinen Aufruhr zu sänftigen.

»Wir haben es schon schwer genug im Krieg und da bist vor allem du mir eine Last!«

Für wen nicht?

»Es wird windig, Arevik. Erspar dir deine Kraft und beeile dich«, sage ich nur.

»Ankha'root ...«, murmelt sie. Das sagt sie ständig zu mir. Ich brauche keine Übersetzung, um zu wissen, dass es armenisches Fluchen ist.

Um Himmels willen, schreit mein Innerstes. Allerdings lasse ich mich angreifen, weil ich nur so Gottes Ablehnung gegenüber mir spüre. Nur so fühle ich, was ich getan habe und nicht bereute.

»Die Wäsche!«, ruft Arevik.

Das weiße Bettlaken entgleitet mir aus den Händen und folgt dem Pfad des Windes. Ich renne hinterher.

»Pass auf!«, höre ich von hinten.

Ich nähere mich dem Felsenabgrund und bete, dass das Bett-

laken nicht hinunter zur Küste fliegt und jede Kraft umsonst war.

»Ich schaffe es!«

Ich halte mein langes braunes Stoffkleid geballt in einer Hand und strecke meinen anderen Arm meinem Ziel entgegen.

Meine Hand streift die hauchdünne Baumwolle und bei der plötzlichen Nähe des Abgrunds halte ich sofort an. Ich keuche, als meine Knie sich auf das grüne Land pressen und ich den Fall geistig vor Augen habe. Mein Tod wäre erbärmlicher denn je.

»Dragana!«

Areviks panische Stimme folgt mir auf Schritt und Tritt. Behutsam entferne ich mich vom bildhaften Anblick meines möglichen Absturzes. Das türkisblaue Wasser schlägt Wellen an der Küste und der Himmel ist so juligeküsst wie noch nie.

Der Krieg kennt diesen Ort nicht. Das Dorf am Schwarzen Meer kennen nur die wenigen Bewohner hier, die noch nie Istanbul gesehen haben. Sie wissen nicht einmal, wie die Sultansfamilie aussieht – und so bleibt Aykut unentdeckt.

Aykut hebt sein Gläschen – Vahan Bey grinst zufrieden. Ein Zahn fehlt ihm vorne.

»Tschashakd lav lini!«, ruft er auf Armenisch und stößt mit Aykut an, der zurückgelehnt nur kurz sein Glas hebt und nickt, während sein anderer Arm über der Sitzlehne neben ihm liegt.

Auf dem Stuhl sitzt das jüngste Mädchen unter den Schwestern – Gayane. Sie hat dunkelbraune Löckchen, die mit einem Tuch zugebunden sind – wie Cassandra sie immer trug.

Gayanas helle, entzückende Augen stehen im Kontrast zu ihren rötlichen Wangen. Gegenwärtig ist ihr hübsches Gesicht rot wie die Tomatensuppe, die wir gerade verspeisen.

Ich lächle bei dem Anblick, weil ich weiß, dass es wegen Aykuts Arm um ihre Sitzlehne ist. Sie erwischt meinen Blick und ihr verlegenes Gesicht wird zu einem peinlich gerührten. Ich lächle noch mehr und mir wäre es allerliebste, ihr in die Wange zu kneifen.

Ihre Schwärmereien geben mir ein Stück meines alten Lebens zurück.

»Ich habe noch altes Brot. Wollt ihr das euren Pferden geben?«, fragt Vahan Bey.

»Das ist sehr aufmerksam von Ihnen. Vielen Dank«, bedanke ich mich für die Geste.

»Von wo habt ihr diese Pferde?« Er schaut eher zu Aykut als zu mir.

»Gekauft.«

»Wo?«

Ich schaue unauffällig zu Aykut. Er wirkt besonnen und trinkt einen Schluck vom aphrodisierenden Traubensaft.

»Bei einem Händler.«

»Bei welchem Händler?«

»Beykoz«, antwortet Aykut.

Vahan Bey nickt stumm, dabei füllt er beide Gläser erneut voll.

»Sie sehen wie prächtige Pferde vom Palast aus.«

»Habt Ihr Palastpferde gesehen, Efendi?«, spricht Aykut den armenischen Fischfänger mit »nobler Herr« an.

Ich kann nicht einschätzen, ob dies höflich oder verachtend gemeint ist. In Aykuts Stimme entkleidet sich einzig das Unberechenbare – ob heute oder morgen. Keine Einschätzung wäre der Wahrheit gerecht.

»Nie gesehen, nur von ihnen gehört«, erklärt er.

»Königliche Pferde sehen nicht so aus, Hayr. Meine Freundin meinte, sie hätten gestreifte Schwänze!«, spricht Arevik.

»Das ist irrsinniges Gerede!«, sagt ihr Vater missgestimmt. Er schüttet sich den Wein in die Kehle.

»Aber meine Gesellin–«

»Vertrau nicht wie ein hungerndes Tier, Dustr. Der Tag ist lang, wenn unverheiratete Weiber nur am Schwätzen sind!«

Arevik verkneift sich die Lippen – ihr roter Kopf spricht die

Bände, die ihr Mund hinunterschluckt. Sie senkt den Kopf zu ihrer Tomatensuppe zurück und isst schweigend. Falls sie jemals wieder sprechen wird, dann erst beim nächsten Abendessen, denn das ist nicht das erste Mal, dass sie von ihrem Vater darauf hingewiesen wurde, wie fatal es sei, unverheiratet zu sein.

Heut ist Schluss.

»Arevik könnt‘ recht haben. Ich habe viele neue Tiere gesehen, wenn die Augen Neuland finden. Gott segnet uns mit Seinen besonderen Schöpfungen«, erzähle ich.

Vahan Bey gefällt es nicht, dass ich mich da einmische und vor allem, dass ich ihm widerspreche.

»Du bist noch jung, Dragana. Arevik müsst‘ mir in diesem Alter Enkelkinder schenken«, sagt er. Seine Nase ist gerötet – man nimmt ihn beim Trinken anders wahr. Er verhält sich verändert.

»Das wird sie! Wenn Arevik gern die Heirat in Erwägung zieht, wird sie euch gesegnete Enkelkinder schenken.«

Er schnaubt.

»Die Heirat ist keine Option. Sie ist eine Entscheidung.«

Ich habe schon längst aufgehört weiterzuessen, weil Aykut seinen Teller unberührt lässt – doch bei diesem Satz wäre mir beinahe der Löffel in die Suppe gefallen.

»Durchaus. Die Heirat liegt in der Entscheidung der Frau oder des Mannes«, ergänze ich ihn mit einem halbherzigen Lächeln.

Vahan Bey grinst in einer Form, die mein Mund noch nie getan hat. Es wirkt gemein und widerspricht dem, was ich meine. Was ich als Frau jemals sage, wird von einem Mann, der vermutlich nie Bildung genossen hat, zunichtegemacht.

Dieses Grinsen. Durchaus, es bringt mich zur Weißglut, sodass ich meine Wut durch das feste Klammern an mein Glas kompensiere.

»Ihr Frauen versteht nicht.«

»Was verstehen wir nicht?«, zische ich.

»Ihr versteht das echte Leben nicht.«

»Sitze ich nicht mit Euch, Vahan Bey? Essen wir nicht gemeinsam Brot? Sind Eure Töchter sich nicht des echten Lebens bewusst, obwohl sie ihm tagtäglich begegnen, weil Ihr eine Frau verunglimpft?«

Ich vernehme das Keuchen jeder seiner Töchter. Mein Blick springt von Gesicht zu Gesicht – keine von ihnen unterstützt mich. Das ist mir nicht von Belang. Letztendlich tue ich es für mich. Cassandra hätte mir auf die Schulter geklopft.

Gayanas große Augen durchbohren mich. Sie heften sich an mein Gesicht – geben mir das Gefühl, gesehen zu werden, aber ich möchte doch gehört werden.

»Ihr seid noch jung. Bald werdet ihr verstehen, was es wirklich bedeutet, eine Frau zu sein.«

Somit beendet Vahan Bey das Gespräch.

Mein letzter Blick am Tisch gilt Aykut, der mich schweigend beobachtet. Seine Arme sind diesmal verschränkt. Aus seinen Augen kann ich nichts deuten – geschweige denn verstehen.

Ich bin nur verärgert.

Maßlos verärgert.

Nachdem ich Hürrem und Zora gefüttert und ihnen ein Gute-Nacht-Küsschen gegeben habe, mache ich mich auf den Weg zur Hütte. Selbstverständlich begleitet mich Aykut, der dicht hinter mir auch das kleine Häuschen betritt und die Tür nach sich verschließt.

Ich drehe mich zu ihm um.

»Warum hast du mich nicht verteidigt oder mir zugestimmt?«

»Womit?«

Ich krümme meine Augenbrauen und verschränke die Arme vor der Brust.

»Mir Recht geben! Er spricht vom echten Leben? Der liebste Herr soll mich belangen, wenn dieser Vahan Bey auch nur ein bisschen recht hat! Echtes Leben?« Ich schnaube hämisch und laufe

hin und her.

»Das echte Leben ist, wie diese Art von Männern uns Frauen schmälert. Als wüssten wir nicht, was das echte Leben ist!«

Aykut hält seinen Zeigefinger vor den Mund, um mir zu bedeuten, dass ich flüstern soll.

Ich kann nicht!

»Seine armen Töchter. tatko hätte so etwas nicht getan!«, spreche ich, dabei wandern meine Augen ebenso wie meine Beine hin und her.

»Kassandra würde mir zustimmen! Sie würde mir auf die Schulter klopfen. Ich bin im Recht und das weiß dieser–«

Ich suche das passende Wort, um Vahan Bey zu beschreiben.

Ich beiße auf meine Zunge, schnaube durch die Nase.

»Dieser Narr!«, presse ich hervor und setze mich mit einer Wucht auf das quietschende Holzbett.

»Sprich mit mir! Warum gabst du mir deinen Rücken nicht?«, sehe ich ihn verzweifelt an. Aykut weiß doch ganz genau, wie empfindlich mich diese Themen machen.

Er zieht den Stuhl gegenüber von mir zurück und setzt sich mit einer tiefen Ruhe hin.

»Damit er deine Worte aus meinem Mund hört und mir dann zuspricht?«, nimmt er den Faden wieder auf.

Ich klemme meine Hände zwischen die dünne, verranzte Matratze und meine Oberschenkel.

»Ja«, antworte ich.

Er lehnt sich vor – einige Haarsträhnen fallen ihm ins Gesicht.

»Nein«, widerspricht er mir.

Fragend sehe ich ihn an.

»Nein?«

»Nein«, wiederholt er.

»Ich verstehe nicht.« Dabei schüttle ich den Kopf.

Aykut schaut kurz zu Boden, berührt seinen Nasenrücken und

hebt den Kopf.

»Du willst als Frau gehört werden. Warum sollte ein Mann dir dabei im Weg stehen?«

Es ist eine Frage, aber auch nicht. Vielmehr fühlen sich seine Worte wie ein Fakt an.

»Ich schreite ein, sobald du in Gefahr bist. Doch mit mir an dem Tisch könnte es niemals gefährlich sein. Ich bin doch dort, wo immer du auch möchtest, dass ich bin, Lidija. Meine Worte sind kein stumpfes Gerede. Ich komme mit der Wahrheit, wenn es um dich geht.«

Seine Aufruhr senkt sich wie die Temperaturen, wenn nach heißem Wetter der Regen ansteht.

Mir wird etwas bewusst.

Er wird mir bewusst.

Denn wahrlich, es ist kein stumpfes Gerede.

»Du bist gewandt. Er hat dich gehört. Ob er verstehen will, liegt nicht in deiner Entscheidung«, sagt er.

»Seine armen Töchter ...«, beklage ich mich.

»Wie kann ein Vater über das Glück seiner Töchter entscheiden, wenn sie nicht selbst darüber entscheiden, was sie sich für ihre Zukunft wünschen?«

Ich verziehe mein Gesicht.

tatko, könntest du nur einmal vom Paradies zur Tür der Erde kommen und dir das ansehen. Diese Welt hätte dich gebraucht – du wärst für jedes Mädchen der beste tatko. Der gütigste. Der liebste. Der seligste für ihre Seele.

Seufzend stehe ich auf, nähere mich Aykut mit Gesicht und Händen.

»Es schmeichelt deinem Charakter, dass du nur Aykut bist.«

Ich entlocke ihm einen kleinen Mundwinkel.

»Hm.«

Er schaut auf meine Lippen. Sie fangen an zu prickeln.

»Ich kann zu allem werden, bitte mich nur darum«, raunt er.

Unsere Stirnen liegen aneinander, unsere Mänder hauchen einander an – wir hören den anderen atmen.

»Aykut.«

»Lidka«, nennt er mich bei meinem Spitznamen.

Wann tut er das? Wann hatte er es jemals mit reinster Intention getan?

Ich lächle, setze mich seitlich auf seinen Schoß und lege meinen Arm um ihn.

»Hast du auch einen Spitznamen?«, frage ich ihn.

Seine Augen sind wieder geöffnet. Er klickt mit der Zunge.

»Zlatko. Dein Spitzname ist nun Zlatko. Du bist mein Goldstück«, flüstere ich zwischen der Haut, die er berührt, und der Seele, die er berührt.

Seine Lippen möchten geküsst werden. So sinnlich streift seine Zungenspitze kurz die Rückseite seiner Vorderzähne.

Ich küsse ihn mit vollster Hingabe und umschlinge seinen Kopf, erhoffe mir die kleinste Erwiderung und siehe da – er erwidert sie mit innigster Hingabe. Seine Arme finden meine Taille, drücken sich in mein Fleisch hinein.

Unsere Mänder, die sich brauchen, brauchen mehr als nur unsere pochenden Lippen, die kaum ertragen, dass eine Wand zwischen uns ist und nicht unsere Seelen, eingehaucht in unser Inneres.

Ich liebe, wenn etwas mit uns zu tun hat.

Ich bin süchtig, wenn ich den Namen Aykut höre.

Ist Liebe nicht genau das?

Den anderen in seiner Abwesenheit zu vermissen und ihn in seiner Anwesenheit verschlingen zu wollen.

Unsterblich.

Bis über die Welten bin ich unsterblich in Aykut verliebt.

Sie endet nicht, selbst wenn ich ihn liebe.

Ich verliebe mich tagtäglich neu in ihn.

»Das ist genug«, keucht er zwischen dem Kuss.

Genug ist es nicht, denn ich höre nicht auf. Ich seufze in seinen Mund hinein, bettle mit meinen getrennten Lippen um so viel mehr.

Gott, ich ...

Er steht mit mir auf und im Nullkommanichts liege ich auf dem Bett. Aykut kniet über mir.

Ich bin außer Atem, weil meine Luft auf seinen Lippen ist und er sich von mir entfernt hat.

Um Himmels willen.

Ich brauche mehr.

Mehr.

Viel mehr.

Ich–

Ich setze mich auf, drücke ihn auf das Bett und ernte die Größe seiner Augen, als mein Gesicht über ihn schwenkt und einige Haarsträhnen von mir den Weg zu seinem vollkommenen Gesicht versperren.

Ich streiche mir die Haare hinters Ohr und senke meinen Mund zu ihm hinunter.

Ich küsse, küsse und küsse.

Tausende Küsse.

Millionen von Küssen.

Ein Küssen, bis unsere Münder zu Lippenküssen geworden sind.

»Lidija«, spricht er zwischen Bergen, wo er mich nicht bekommt – nein, er bekommt kein Stopp.

Ich schiebe mein rechtes Bein über seine Hüfte und setze mich auf ihn.

Ich summe sinnlich, nehme seine Hände und führe sie über meinen Körper.

Ich empfangen ein verzehrendes Stöhnen von ihm, als ich ihn an den richtigen Stellen berühre.

Er packt mich am Nacken.

Ich gebe mich mit freiem Willen in seine verdunkelten Augen.

Ich habe seinen Hunger entfacht.

»Bist du so unersättlich in deinem Verlangen?«, raunt er mir zu und klebt seinen Mund an meinen Hals, nachdem er mir die Haare zurückgezogen hat.

Ich schließe die Augen, verziehe genüsslich mein Gesicht, als auch er mich an den richtigen Stellen berührt.

»Ich werd dich heiraten«, flüstert er und haucht mir einen Kuss ans Ohr.

Ich öffne die Augen und sehe ihm direkt durch die Tür seiner Seele.

»Du willst doch selbst nicht aufhören ...«

Meine Brauen sind gekrümmt.

Ich greife nach seinem Gesicht.

»Ich bin im Suchtwahn«, befreie ich meine Gedanken auf meiner Zunge.

Er hält mein Kinn.

»Wo bleibt dein Wahnsinn, wenn es um mich geht? Du konntest deine Hände nicht von mir lassen!«, schimpfe ich in schmerzhafter Unzufriedenheit.

»Weil nicht mehr allein dein Körper für mich begehrenswert ist, sondern ebenso deine Seele«, sagt er.

Er stützt sich auf seinen Arm.

»Ich will einmal im Leben das Richtige tun. Mich für Allāh entscheiden und dich nicht zur Sünde verführen.«

Sünde.

Diese Erinnerung trifft mich wie ein Blitz.

»Gott, was habe ich nur getan?«

Vermutlich steht der Schock auf meinem Gesicht geschrieben.

Ich entferne mich von seinem Schoß.

Mir kommen reuige Tränen.

»Wie konnte ich das nur vergessen?«

Ich sehe ihn entsetzt an – entsetzt von mir selbst.

»Ich ... ich ... großer Gott, ich ...«

»Wir sind noch nicht verheiratet.«

Ich sehe in seinem Blick, dass er mit sich kämpft.

Dämonen wie meine.

Nur ist er stärker als ich.

»Dann heirate mich endlich!«, gebe ich unerfüllt von mir.

»Es geht nicht so leicht.«

»Man findet immer einen Weg. Außerdem war das dein Wort.
Dass du mich zu deinem Halal machst. Du willst es vor deinem
Gott rechtens machen, dann vergeude nicht deine Zeit und mach
es!«

Er schmunzelt.

»Findest du das schalkhaft?«, spotte ich.

Er legt mir eine Haarsträhne hinter das Ohr.

»Ich genieße es, wie ungezügelt du werden kannst«, raunt er.